Ein frecher Juwelenraub.

In der Nähe der königlichen Bank in London gibt es eine ganze Reihe prachtvoller Juwelier- und Uhrmacherläden. Vor wenigen Jahren war einer derselben der Schauplatz eines mit geradezu erstaunlicher Unverschämtheit ausgeführten Juwelenraubs. Die Sache trug sich folgendermaßen zu:

Der Inhaber der wohlrenommirten Firma P. & Co. war eines Morgens bereits sehr früh im Geschäft, weil sein Geschäftsführer sich auf einige Tage Urlaub genommen hatte. Er saß, in die Lektüre der „Times" vertieft, hinter dem Zahltisch, als er durch das Halten eines eleganten Fuhrwerks unmittelbar vor seinem Laden aufgestört wurde.

Es war ein elegant ausgestattetes Cab mit einem reichgekleideten Kutscher und einem ebenso ausgestatteten Bedienten auf dem Bock. Ein großer, vornehm aussehender älterer Herr mit grauem Haar sprang heraus und betrat den Laden. Nachdem er suchend umhergeblickt hatte, fragte er den Besitzer, ob der Geschäftsführer zu sprechen sei.

„Nein", erwiederte der Gefragte, „aber es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen aufzuwarten."

„Gut, mein Herr," erwiderte der Fremde, „es wird Sie vielleicht wundern, daß ich auf Wunsch meiner Frau von Westend nach der Stadt komme, um eine goldene Uhr nebst Kette von den besten, die Sie haben, zu bestellen. Sie will damit ihrem Neffen, der heute mündig wird, ein Geschenk machen, und da sie es selbst bezahlen will, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht ihrer Laune willfahren und hierher kommen sollte. Ich denke, es ist am besten, wenn Sie gleich mehrere Exemplare zur Auswahl schicken, damit das Geschäft gleich gemacht werden kann. Ich werde um zwei Uhr zu Hause sein. Können Sie mir versprechen, pünktlich zur Stelle zu sein? Um drei Uhr muß ich nämlich unbedingt ins Parlament. Hier ist meine Karte. Guten Morgen! Oh, was ich noch sagen wollte, ich sehe, Sie haben da einige schöne Diamantringe. Da möchte ich wohl meiner Frau eine Ueberraschung bereiten, da sie doch so freundlich ist, die Uhr zu bezahlen. Schicken Sie ein oder zwei Ringe mit den Uhren. Guten Morgen."

Gleich nach dem Weggange des Fremden rief der Ladenbesitzer einen seiner Leute herbei, trug ihm auf, acht der besten Uhren, ebenso viel Ketten und sechs der schönsten Ringe auszusuchen und dieselben in seinen kleinen Lederkoffer zu packen, und fügte noch hinzu: „Ich gehe jetzt aus und werde um 1 Uhr zurück sein; bestellen Sie mir für diese Zeit eine Droschke. Die Adresse ist, wie ich sehe, Manchesterplatz."

Als er zur bezeichneten Stunde zurückkam, fand er die Werthsachen sorgfältig in den kleinen Koffer verpackt vor. Er bestieg die Droschke, zündete sich eine feine Havanna an und gab sich den frohen Gedanken an ein gutes Geschäft hin.

Etwas vor der Zeit kam er vor dem bezeichneten Hause an und fand, daß es ein kleiner Palast sei. Er zog die Glocke und wurde durch einen Bedienten hereingelassen. Diesem gab er seine Geschäftskarte und fragte nach dem Herrn, dessen Karte er erhalten hatte.

„Bitte, treten Sie herein, mein Herr!" und er wurde in ein prachtvoll ausgestattetes Parterrezimmer geführt. „Bitte, nehmen Sie Platz."

Er folgte der Aufforderung, sah sich im Zimmer um und bewunderte die an den Wänden hängenden Familienbilder.

Da öffnete sich die Thür und sein Kunde trat ein.

„Bitte, behalten Sie Platz," sagte er zu dem Juwelenhändler. „Sie sind, wie ich sehe, die Pünktlichkeit selbst und haben ja wohl die Uhren und das Uebrige mitgebracht?"

Der Koffer wurde ihm mit verbindlichem Lächeln überreicht.

„Ja, ja," sagte er, „recht hübsch, aber meine Frau muß selbst urtheilen. Bitte, behalten Sie Platz. Sie finden die „Times" hier auf dem Tisch. Ich werde Sie nicht lange aufhalten."

Damit war er hinaus. Der Juwelier wartete geduldig zehn, fünfzehn, zwanzig Minuten, dann wurde er unruhig und besorgt und sprang auf, um die Glocke zu ziehen. Der Diener kam alsbald und fragte ihn nach seinem Begehren.

„Ach, sagen Sie bitte, Ihrem Herrn, daß ich keine Zeit mehr habe, er muß mir den Koffer mit meinen Waaren sofort wiederbringen, ich habe noch eine andere Verabredung in der Stadt."

„Meinen Sie den Herrn, der Sie hier einführte?"

„Um des Himmels willen, was wollen Sie damit sagen?"

„Oh, der Herr ist schon lange fort. Er sagte, Sie wären der Herr, der diese möblirte Wohnung miethen wolle, zeigte die Karte unseres Hausmaklers und sagte, er warte auf Sie."

„Zum Teufel. Schnell meinen Hut!" und fort eilte er zur Polizeibehörde. Aber diese konnte nichts ermitteln und der Mann mit den Uhren, Ketten und Ringen war und blieb verschwunden. Der Werth der entwendeten Sachen überstieg 20,000 M.

— In der Destille. „August, weeßt De, wat een Paar is!" „Ein Paar? Det is en Männchen un en Weibchen." „Richtig. Setzen wir nu den Fall: wenn Dir Einer en Paar Watschen haut — welche is dann das Weibchen?" „Det is nich zu unterscheiden." „Schafskopp! Von die Ohrfeigen is allemal die det Weibchen, di mehr klatscht!"

— Einer, der's versteht. „Wissen Sie, was Dr. Metzger in Wiesbaden für eine Consultation verlangt? Baare 800 M.!" „Na, sehen Sie — das ist 'mal ein praktischer Arzt!"

Die Skalptrophäe der Rothhaut.

In einem Schankzimmer zu Spokane Falls wird dem Besucher eine sonderbare Trophäe gezeigt. An der von Ruß und Tabaksrauch geschwärzten Wand sieht man ein braunes, zusammengeschrumpftes Stück Pergament, von welchem ein Büschel straffer, glänzend schwarzer Haare herabhängt. Auf die Frage nach der Bedeutung dieses seltsamen Zimmerschmuckes erfährt man, daß es nichts mehr und nichts weniger ist, als die Skalplocke des wegen seiner Grausamkeit und Verschlagenheit berüchtigten Comanchenhäuptlings Running Devil, welcher von einem im Dienst der Bundesregierung stehenden Späher erschossen und skalpirt wurde. Am Kriegsgürtel des Häuptlings hingen siebzehn Skalpe, davon zwölf augenscheinlich von Weißen herrührend.

Nur wenig bekannt dürfte es sein, daß diese entsetzliche und allgemein unter den Indianerstämmen verbreitete Sitte, den besiegten Feind durch Abtrennung der Scheitelhaut zu verstümmeln, einem eigenthümlichen Aberglauben entstammt. Jeder Indianer läßt das Haar auf dem Scheitel lang wachsen. Er flicht es sorgfältig in Zöpfe, macht diese künstlich durch Riemen von Kaninchenfellen stärker und verleiht ihnen durch Schnüre von bunten Glasperlen und glänzenden Metallscheibchen ein schmuckes Ansehen. Der Krieger ist des festen Glaubens, daß der „Große Geist" die auf dem Schlachtfelde gefallene Rothhaut an der Skalplocke in die ewigen Jagdgefilde emporhebt —

„Wo mit Büffeln alle Sträuche,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt."

Der Raub dieser Skalplocke durch den Feind kommt also nach dem Indianerglauben dem Verluste der indianischen Walhalla, der Seligkeit des Kriegers, gleich, und umgekehrt ist es sein höchstes Bestreben, im Kampfe dem Gegner diesen kriegerischen Schmuck zu rauben und dadurch seine Anwartschaft auf die seligen Jagdgefilde zu vernichten. Man sieht, der Tod an sich bietet für den Krieger keine Schrecken, wenn er nur das kostbare Pfand, den Scheitelschopf, vor dem blanken Skalpmesser sicher weiß.

Nach dem Kampfe haben deshalb die Besiegten nichts Eiligeres zu thun, als die Leichen ihrer gefallenen Genossen in Sicherheit zu bringen und zu verstecken. Andererseits scheut der indianische Krieger weder Mühe noch Gefahr, den gefallenen Feind zu skalpiren. Thäte er dies nicht, so müßte er sich sagen, daß er dem Gefallenen die seligen Gefilde des „Großen Geistes" erschlossen habe.

Wie der Merikaner und wie der Apache seinen Feind skalpirt.

Ein Siouxkrieger ward von feindlichen Apaches überfallen und umzingelt. Nur eine Seite war offen, dort, wo eine tiefe Schlucht gähnte und das Rauschen des Bergbaches undeutlich empor scholl. Der Verfolgte bedachte sich keinen Augenblick. Mit wildem Triumphschrei, der von der Feindeshorde mit einem Wuthgeheul beantwortet wurde, richtete er sich in den Bügeln empor, peitschte seinen Renner, daß dieser sich hoch aufbäumte und verschwand mit einem mächtigen Satz in dem Abgrund.

Er hatte seine Absicht erreicht; sein Skalp war gerettet und der Feind um seine Trophäe betrogen.

Voller Verachtung verschmäht der indianische Krieger die Skalplocke des Feiglinges oder des ohne Kampf gefallenen Feindes. Nur Krieger würden in die ewigen Jagdgründe eingehen, nur diese sind daher der Ehre des Skalpirens würdig. So ist die indianische Anschauung. Es war im Jahre 1878, als die Cheyenne-Indianer den Kriegspfad betraten. Raub, Mord, Plünderung, Schändung bezeichneten ihre Spur. Auf ihren verheerenden Zügen fielen ihnen einige Menoniten-Dörfer in die Hände, welche das entsetzliche Schicksal der übrigen Ansiedlungen theilen mußten. Aber während sich die Ansiedler tapfer zur Wehr setzten, fielen die Menoniten, treu der Lehre ihrer Secte, ohne Kampf, wehrlos und ohne Widerstand. Die Rothhäute berührten keinen Skalp dieser ihnen verächtlich scheinenden Feiglinge. Nur ein Cowboy, der sich verzweifelt gegen die Uebermacht gewehrt und seine Haut theuer verkauft hatte, ward der Heldenehre, skalpirt zu werden, gewürdigt.

Nur Wenige haben die furchtbare Verstümmelung überlebt. Dem Indianer liegt an dem Tode des Feindes, vorausgesetzt, daß dieser unfähig ist, ihm ferner zu schaden, nicht so viel, als an der Erbeutung der Skalplocke. Mitten im Kampfe kniet er neben dem gefallenen Gegner nieder. Eine teuflische Freude blitzt in seinem dunklen Auge, ein Griff nach dem Gürtel, und in seiner erhobenen Rechten, während die Linke den Schopf am Scheitel des Gegners mit festem Griff packt, blitzt das entsetzliche Messer:

„....scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen,
Schälet Haut und Schopf."

Mit gellendem Triumphschrei, die blutige Trophäe hoch emporhaltend, sitzt der Räuber im nächsten Augenblick wieder im Sattel, von den Genossen laut begrüßt. Mit seltsamer Inconsequenz haben die Indianer die Kopfhaut eines ihrer unversöhnlichsten und erbittertsten Feinde, des General Custer, geschont. Als nach dem Blutbade am Little Big Horn die Leiche des tapfern Haudegens gefunden wurde, war ihr volles mit Grau gemischtes Haupthaar intact, während die erschlagenen Soldaten fast ohne Ausnahme skalpirt waren.

John T. Cummings.

Ein Goldsucher, Namens John T. Cummings, welcher während des blutigen Aufstandes der Modocindianer im Jahre 1873 nach unterirdischen Schätzen grub, sollte seine Sorglosigkeit theuer büßen. Eines Tages wurde er von einer Bande Rothhäute überfallen. Seine Gefährten wurden niedergeschossen, und auch ihn, als er sich zur Flucht wandte, streckten zwei Kugeln besinnungslos zu Boden. Aus langer Ohnmacht erwacht, sah er sich von Bundessoldaten umgeben, die theilnehmend um ihn beschäftigt waren. Ein entsetzlicher, brennender Schmerz am Kopfe, der bis in das Innerste seines Gehirns zu bohren schien, ließ ihn seinen schrecklichen Zustand gewahr werden. Er war skalpirt worden. Ein hitziges Fieber mit tobendem Delirium hielt ihn wochenlang ans Krankenlager gefesselt, und er schwebte tagelang zwischen Leben und Tod. Endlich genas er und ward von den Aerzten außer Gefahr erklärt.

Cummings lebt heute noch. Auf den nackten Schädel, von welchem das Skalpirmesser Haut und Haar herabgeschält hat, hat sich eine dünne, grünlich-bläulich anzusehende Haut gebildet, welche so empfindlich ist, daß die geringste Berührung einen furchtbar stechenden Schmerz verursacht.

Ein siebzigjähriger Geburtstag in China.

Der General-Gouverneur der beiden Kuangs, Li-han-chang, so schreibt man dem „Hamb. Corr.". hat im September d. J. in Canton seinen siebzigjährigen Geburtstag gefeiert. Ganz abgesehen davon, daß ein derartiges Ereigniß in chinesischen Familien jedesmal mit besonderer Feierlichkeit begangen wird, haben sämmtliche Beamte der beiden, dem General-Gouverneur unterstellten Provinzen es sich nicht nehmen lassen, demselben ihre Verehrung durch Darbringung kostbarer Geschenke zu beweisen. Dieselben sollen einen Werth von 600,000 bis 1,000,000 Taels, d. h. von 3 bis 5½ Millionen Mark besessen haben. Ein großer Theil der Geschenke sind auf dem Wege sogenannter freiwilliger Beiträge zusammengebracht worden, d. h. Beamte, Institute, kaufmännische Gilden u. s. w. sind einfach eingeschätzt worden und haben den festgesetzten Betrag in Gaben oder baarem Gelde hergeben müssen.

Die dem General-Gouverneur geschenkten Seidenstoffe sind so zahlreich, daß in den Webereien in Canton seit Monaten ununterbrochen an denselben gearbeitet worden war und der Lohn der Arbeiter hätte erhöht werden müssen; sie füllten fast sämmtliche Räume des sehr großen Yamens aus, und das im Hofe desselben aufgeschlagene Theater war ganz mit denselben behängt. Die Gaben an Lebensmitteln, Schinken, Schweine, Früchte, Süßigkeiten und dergleichen waren in solchen Mengen angekommen, daß es trotz der sich täglich zweimal wiederholenden Gastereien unmöglich war, dieselben zu bewältigen, aber auch an Geschenken von größerem materiellen Werthe fehlte es nicht. So gab der Schatzmeister der Provinz eine Statuette des „alten Mannes", ein beliebtes Geburtstagsgeschenk, der sich auf einen goldenen, mit Edelsteinen besetzten Stein stützt, dessen Werth auf 10,000 Taels geschätzt wird; der Admiral schenkte eine Anweisung auf 20,000 Taels und mehrere Jade-Stücke; das Reorganisationsamt einen mit Edelsteinen besetzten Anzug im Werthe von 5000 Taels, ein Tautei einen Wandschirm aus Ebenholz für 2000 Taels; goldene Stöcke, Scepter aus Jade (über Hundern von diesen, einzelne im Werthe von 1000 Taels). Stickereien, Holzschnitzarbeiten, Bilder, aus Bronze und Porzellan sind in unzähligen Mengen eingegangen.

— Boshafte Entschuldigung. Ein junger Rechtsanwalt, dessen Sache vor einem englischen Gerichtshofe zu seinen Ungunsten entschieden wurde, ließ sich zu dem Ausruf hinreißen, daß er die Entscheidung erstaunlich finde. Die Richter luden ihn auf der Stelle für den folgenden Tag wieder vor, damit er sich entschuldige. Der nachmalige Lord Eldon, damals als Mr. Scott noch Advokat, übernahm die Vertretung seines jungen Collegen in der verdrießlichen Angelegenheit. Als am nächsten Tage die Sache aufgerufen wurde, erhob er sich und sagte: „Mylords, es thut mir sehr leid, daß mein junger Freund sich zu einer Mißachtung des hohen Gerichtshofes hinreißen ließ. Er bereut es aufrichtig, und bittet Sie, das Vergehen seiner Unerfahrenheit zuzuschreiben. Es wird Ihnen klar sein, daß dies zutrifft. Er hat sein Erstaunen über Ihr Urtheil ausgedrückt. Hätte er eine Ahnung von dem gehabt, was alltäglich hier vorgeht, hätte er den hohen Gerichtshof nur halb so lange gekannt wie ich, so würde er kein Urtheil desselben mehr erstaunlich finden."

— Lehrer: Wozu verwendet man also die Federn der Gänse, Enten u.s.w. — Schüler (schweigt). — Lehrer: Nun? ich hab's ja in der vorigen Stunde erklärt. Was habt Ihr denn zu Hause in Euren Betten? — Schüler: Wanzen.

Im heiligen Moskau.

Erzählung aus dem russischen Leben, von Hedwig von Moltke.

Zu stolzer Höhe erheben die Kiefern und Tannen im Walde von Sokolniki ihre ewig grünen Häupter. Vom heiligen Moskau herüber blinkt und glitzert, goldigroth im Sonnenschein, die strotzende Pracht im gewaltigen Kreml.

Es ist Maifest. Mutter und Kind, Greis und Jüngling, Ziganki und Offizier, das lebenslustige Weib, die trauernde Wittwe, alle wandern sie hinaus in den Wald von Sokolniki. Fort aus den überheizten, dumpfen, luftlosen Gemächern, fort aus den engen, finstern Gassen, den grauen, langweiligen Straßen, hinaus in die Schöpfung des Herrn. Zwar steht noch der Winterschnee als braunes, schlammiges Wasser in den Pfützen und der Wind weht kalt, aber die kleinen spitzen, grünen Hälmchen, die so lustig aus dem weichen, aufgethauten Boden herausschauen, offenbaren die alte urewige Kraft — das Wachsen und Drängen, die Hoffnung und die Erfüllung.

Bunt und seltsam fluthet es durcheinander auf dem Wege zum Walde. Erschreckt springen die magern, kleinen hungrigen Pferdchen an der gebrechlichen Droschke zur Seite, als dicht neben ihnen der eben gepeitschte Gaul des Polizei-Officianten hoch in die Luft steigt. Ein schlanker Grauschimmel saust durch die gaffende Menge, achtlos tritt er mit den glänzenden Hufen zwischen die spielenden Kleinen und fächelt mit dem langen herrlichen Schweif die schmutzigen Gesichter. Sein Reiter bohrt den kühnen Blick in die Ferne. Es ist der wilde, übermüthige Gregor Wassiljewitsch. Er sucht das Weib seines Freundes in den eleganten, leichten Gefährten, die aschblonde Marda Alexandra. Erregt wendet er den Grauschimmel, dort links durch die Baumstämme blinken die Goldfüchse. Das einsame Weib in dem niedern, kosigen Wagen, ist es nicht Marda Alexandrowna? Das ist ihre Haltung, so müde, so gleichgiltig, das ist ihr Blick, so zerstreut, fast weltvergessen.

Gregor Wassiljewitsch reitet dicht heran an den kleinen Wagen, sein feuriges Auge ruht auf der feinen Gestalt, auf dem bleichen Antlitz, auf der perlenübersäten schwarzen Toilette. Marda Alexandrowna achtet es nicht. Ihr Auge blickt gradeaus in das Gedränge der Menschen.

Marda Alexandrowna, ich grüße dich!

Ein kaum bemerkbares Kopfnicken ist Antwort.

Der enttäuschte Mann jagt spornstreichs von dannen. Hoch bäumt sich sein Roß. Marda Alexandrowna zieht lässig den Spitzenschleier über ihr weißes Gesicht.

Sahst du die dort, Anita Paulowna? Das war des schönen Niko Joanowitsch Frau, die aus dem weißen Stadtviertel. Sie kaufte sich den Mann mit ihren Millionen, aber der ist jünger als sie und liebt sie nicht. Wichtig erzählt's das dicke, rothe Weib am dampfenden Samowar.

Ja, Marda Alexandrowna war es, raunt Anita, der schöne Niko wird ihr nicht treu sein, d'rum ist sie so bleich.

Bist pfiffig, die Spatzen pfeifens allmorgendlich! Thee gefällig, Iswoschtschik, deine Pferde könnten ihn auch gebrauchen! Er ist schön heiß, schau, auch eine Scheibe Citrone hinein, komm, nimm ein Glas?!

Der Kutscher nickt. Behaglich schlürft er den duftenden, warmen Thee. Neben den schwatzenden Frauen, dicht am Samowar, steht ein alter, langbärtiger Mann, er bietet die steinharten, unappetitlichen Kringel an und schreit wüthend zu den wilden Buben, die verlangend die spitzbübischen Finger nach seiner Ware strecken. Auf dem weichen, aufgethauten Boden lagen die Musikanten, sie flöten und geigen wirr und häßlich durcheinander. Eine Drehorgel tönt von ferne. Zwischen den bemoosten Stämmen der alten Bäume schaukelts und drehts sichs buntfarbig, lustig und hölzern, ein Karoussell ist's, der Jubel und die Sehnsucht des Kindervolkes.

Marda Alexandrownas Gefährt hält vor ihrer eleganten kleinen Datscha in Sokolniki, sie liegt etwas abseits von der Heerstraße. Geräuschlos öffnet und schließt sich die Thür, als der Wagen in den innern Hof gefahren.

In dem hübschen, buntbemalten Zimmer, hinter dichten Florgardinen, steht Marda und blickt angestrengt in die fluthenden Menschenmassen hinüber; aber Niemand löst sich aus der wirren Menge, der das Herz schneller schlagen macht.

Er kommt nicht, flüstert die Frau erregt und schaut finster in's Zimmer zurück, ob ein Dienender sie gehört; aber sie ist allein. Allein, sagt halblaut Marda Alexandrowna, immer allein, Jugend und Millionen, ah, könnte ich ihm einen Zaubertrank geben, mir zu folgen, wie der Tag der Nacht! Thörin, die ich bin, ihn hier zu erwarten! Was soll er hier allein bei dem ungeliebten Weibe? Ja, hätte ich Freundinnen geladen, die übermüthigsten und tollsten, dann wäre Nikolai-Joanowitsch der Letzte, der diese Räume verließe.

Marda stampft heftig mit dem Fuß auf den Boden.

Aber sie hat recht.

Nikolai Joanowitsch ist sehr leichtsinnig und liebt sein Weib kaum. Er hat ihr Geld geheirathet und ihre Güter, das hübsche, vornehme Weib ist nur Zugabe. Niko ist schön, die Frauen vergöttern ihn, dazu ist er gutherzig, er ist jung, Egoismus und Gefühllosigkeit bringt erst das Alter.

Weil Niko Marda Alexandrowna nicht liebt, begreift er auch nicht, was sie eigentlich beansprucht. Ist er denn nicht zärtlich genug? Sagt er nicht oft genug Herzchen und Täubchen, Liebchen und Engelchen? Er ist doch nun bald drei Jahre verheirathet! Soll er denn immer bei ihr sein? Mein Gott, das wäre doch zu viel verlangt!

Aber wenn sie sich tröstete? So wie es endlich alle vernachlässigten Frauen thun? Es wird dem Niko Joanowitsch ganz heiß, er meint die Frauen zu kennen und kennt nicht einmal sein eigenes braves Weib. — —

Niko lebt lustig drauf los; das Leben ist ein schneller Gang, bestreut ihn mit Rosen, so macht es Gregor Wassiljewitsch und seine Freunde. Graue Haare, Alter, Trauer und verbissene Laune, die kommen früh genug, wenn sie da sind.

Ab und zu steigt ein Gespenst aus Nikos Vergangenheit herauf. Es ist die gluthäugige Katinka, des ärmlichen Krämers Tochter. Wie konnte sie aber auch so vernarrt sein, den schönen Niko heirathen zu wollen, das ging doch nicht an. Darum suchte sie im tiefen See, beim Walde, eine Heimath.

Eine Zeit lang war Niko sehr traurig. Die gluthäugigen dunkeln Augen klagten ihn an und verfolgten ihn. Da war es eine wahre Erholung, in die graublauen der hübschen Millionärin zu blicken, und da sie ihn liebt, er ist ja gutherzig, so heirathet er sie und wird Krösus. —

Es ist spät geworden.

Marda wartet immer noch hinter den Florgardinen. Es fröstelt das junge Weib, es ist kühl in der dünnen, leicht gebauten Datscha. Draußen wirbeln große gelbe Staubwolken auf, die Städter ziehen heimwärts. Es ist fast dunkel im kleinen, buntbemalten Zimmer, nur der kupferne Samowar leuchtet und das Silber glänzt auf dem Theetisch.

Marda klatscht in die Hände. Petrowitsch, der alte Diener, erscheint, hastig wirft er einen Blick auf die unangerührten Delicatessen. Marda gibt einen leisen Wink, einige Augenblicke später stehen die Goldfüchse vor der Thür. Weiches, warmes Pelzwerk umhüllt die fröstelnden Glieder der eleganten Frau, pfeilschnell fährt das kleine Gefährt mitten durch das Volk, durch die jauchzende, schwatzende, neidische Menge.

Die bunten Kuppeln des alten heiligen Moskau glänzen nicht mehr im Sonnenschein, die rothgoldene Pracht des Kremels ist in dichten grauen Nebeln versteckt, grau, endlos grau die lange Straße.

Vor einem alten, hohen, steinernen Palast hält das Gefährt Marda Alexandrownas.

Fast kriechend naht sich das Dienervolk, die Herrin über die teppichbehangenen Stufen in die blumenduftenden, warmen Gemächer zu geleiten.

Der Gebieter anwesend? fragte sie rauh.

Nein, Marda Alexandrowna. Nikolai Joanowitsch ist auswärts.

Es ist gut. Langsam fällt die schwere, eichene Thür ins Schloß.

Die Frau wirft sich auf das Bärenfell vor dem Kamin und schaut mit heißen, trockenen Augen in das helle, flackernde Feuer; was liest sie wohl in den leuchtenden Flammen? Als sie sich erhebt, spielt ein mattes kleines Lächeln um die feinen Lippen, sie thut das Pelzwerk wieder um die Schultern und verläßt leise, fast wie ein Dieb, ihren hohen, stolzen Palast. — —

Niko Joanowitsch sitzt mit guten Freunden beim Franzosen. Der weiß es den leichtlebigen Männern behaglich zu machen. Monsieur Guirmand hat die feinsten Marken in Wien, Delikatessen und Zigankis. Heute Abend soll die schöne Ziganki Xenia singen und die braunen Töchter Indiens begleiten sie dazu im Chor. Niko ist lustiger denn je. Sein dunkles Auge blitzt.

Nur mehr von deinem purpurnen Wein, Franzose! Wassijewitsch, dein Wohl! Füllt die Gläser, kommt alle herzu, ihr auch dort, seid alle meine Gäste, ob ich euch kenne oder nicht! Ihr seid Studenten, das wenigstens weiß ich; auch du bartloses Bürschchen, Frau Mutter drückt ein Auge zu und Väterchen spart den Stock, ich verspreche es dir. Schallendes Gelächter antwortet dem wilden Manne.

Zu viel Licht, Franzose! fährt Niko fort. Die Reize der Zigankis bleichen unter zu hellen Strahlen. Bringe uns eine rothglühende Ampel und fort mit dem blendenden Kerzenschein. Nicht so langweilig, Franzose, du dort gib mir deinen Säbel, so recht!

Ein schmetterndes, klirrendes Krachen. Die krystallene Krone liegt mit ihrem Feuerschein in Scherben am Boden.

Der Franzose lächelt. Die Genossen jubeln, einen Augenblick ist's dunkel, dann kommt die rothglühende Ampel und sanftes Licht verbreitet sich in dem üppigen Gemach. Im Hintergrund wird die Portiere aufgezogen und die schlanken braunen Mädchen betreten den Raum, Xenia allen voran. Ihre Augen leuchten magisch, sie scheinen den Glanz der Juwelen an der seidenen Kasawaika der Ziganki wiederzuspiegeln.

Niko zieht seine Börse und schüttelt lachend einen Goldregen über die Töchter Indiens. Dann lehnt er sich behaglich in den Sammtstuhl und die süßen, schwermüthigen Nationallieder ertönen.

Stürmisch ist der Beifall, als die braunen Mädchen geendet, schneller fließt der purpurne Wein aus dem Fäßchen und heißer glühen Wangen und Augen.

Weshalb so still, Wassiljewitsch? fragt Niko den Freund.

Der lächelt verlegen und schaut dann wieder heimlich in die eine dunkle Ecke des weiten Gemaches. Die vermummte Gestalt dort, die sollte er kennen, eine vornehme Dame ist es ganz gewiß. Hei, wie der kühle, gleichgiltige Blick aufblitzt, wenn der schöne Niko ein übermüthiges Scherzwort ruft und die Xenia so muthwillig dazu lacht.

Xenia, für die Rose an deiner Brust einen Tausendrubelschein, willst du?

Gib ihn, Nikola Joanowitsch, und sie nestelt die Rose von der seidenen Kasawaika.

Niko trägt die Blume und schaut lächelnd auf die Ziganki.

Wassiljewitsch sieht trotz der Dunkelheit das vornehme Weib unter dem Schleier erbleichen. Er schleicht zu ihr.

Marda Alexandrowna, das ist kein Aufenthalt für dich, ich biete dir meinen Schutz an — komm fort.

Du hast recht, Gregor Wassiljewitsch, führe mich an mein Haus.

Wer war die Dame, Niko, sahst du sie? fragt hastig Graf Haulo.

Wassiljewitsch reicht ihr den Arm, es war eine vornehme Frau.

Ich sah sie, Paulo, ich sah den feurigen Blick, den sie ihm zuwarf — Paulo, es war, fürchte ich, mein Weib.

Niko ist sehr nüchtern geworden, sein Weib und der wilde Wassiljewitsch, schnell verläßt er das üppige Gemach des Franzosen. In der Ferne erblickt er die beiden, er geht schnell, aber leise, schleicht wie eine Katze hinter ihnen her. Schon hört er das Liebesflüstern des Mannes, wie Nikos Herz klopft, was wird sein Weib antworten; ja, liebt er es denn, daß ihn mit einem Male solche Unruhe erfaßt?

Dein Mann liebt dich ja nicht, Maria Alexandrowna, er liebt die schöne Ziganki, fleht Wassiljewitsch.

Aber ich liebe ihn, und weißt du es nicht, liebe nur mit aller deiner Kraft, endlich wirst du wiedergeliebt.

Maria Alexandrowna — darf ich's versuchen?

Du mißverstehst mich, Wassiljewitsch, du bist mir verächtlich, geh, verlaß mich!

Wassiljewitsch bebt vor Wuth und Enttäuschung, aber muß gehorchen, mit hangendem Kopf schleicht er davon zur anderen Seite. Das junge Weib steht allein um Mitternacht vor dem großen, steinernen Palast.

Da naht Niko, fast schüchtern.

Maria, ich bins.

Mit einem leisen Aufschrei fährt das junge Weib zusammen.

Fürchte dich nicht, Marda Alexandrowna, ich bins, Niko, dein Mann, der dich liebt und dem du verzeihen sollst. Er schlingt den Arm um die bebende Gestalt der Frau.

Du liebst mich, Niko, seit wann? So sprachst du nie!

Du lehrtest mich diese Sprache. Dein Tugend ist gleich einem Zaubertrank durch meinen Körper geflossen, ich fühle mich wie neugeboren, Marda Alexandrowna—verzeihst du mir?

Von ganzer Seele, Nikolai. Aber wird deine Liebe auch Stich halten?

Mitternacht läuten die Thürme des alten heiligen Moskau. Die große steinerne Thüre am Palaste Marda Alexandrownas fällt dumpf hinter ihr und ihrem Gatten ins Schloß.

Ein Unterschied.

Sie war eine Schneiderstochter
Und er ein Grobschmiedsgesell,
Es floß aus Beider Herzen
Der Liebe reinster Quell.

Sie war so klein und zierlich,
Er stark, groß und gesund;
Sie hing an seinem Schnurrbart
Und küßte ihm den Mund.

Das war ein Liebesleben
So klar und ungetrübt,
Wie's kaum auf dieser Erden
Wohl je ein schön'res gibt.

Doch ach, ganz nah' daneben
Im nachbarlichen Haus
Da sah die Sache leider
Verzweifelt anders aus.

Dort hat sie feuerzanglich
Den Buckel ihm gebläut!
Und er, o pfui der Schande,
Er liegt vor ihr und schreit.

Erklärung? Aeußerst einfach!
Ich künd' sie Euch zur Stell:
Sie — war eine Grobschmiedstochter
Und er — ein Schneidergesell!!!

— Folgendes komisch wirkende Wohnungsgesuch des Chefredakteurs eines sehr beliebten Journals lesen wir in der „Vossischen Zeitung": „Aus Anlaß meiner zum 1. April bevorstehenden Uebersiedelung nach Berlin suche ich im Umfange einer Viertelstunde von der Steglitzer Straße eine Wohnung (2 oder 3 Tr. hoch) von 9 Zimmern, wenn für die Dienstboten sehr gut gesorgt ist, sonst von 10. Hausstand: fünf wohlerzogene Kinder, ein dito Pudel. Anerbietungen mit Preisangabe sind" u. s. w.

— Aus der Instruktionsstunde. Unterofficier: „Warum darf der Soldat nie den Kopf verlieren?" — Rekrut: „Weil sonst 'n überzähliger Helm z'viel in der Kasern' wär'!"

Die drei Ringe.

Eine lehrreiche Geschichte von Emil Kindt.

Einst lebte vor vielen hundert Jahren im Morgenlande ein Mann, der vordem sehr reich und angesehen war. Weil er aber leichtsinnig und lebenslustig all' sein Geld und Gut verpraßt hatte, so fand sich, als er starb, kaum so viel an Vermögen vor, daß seine drei Söhne ihm ein anständiges Begräbniß zu Theil werden lassen konnten.

Mehrere Tage nach dem Tode des Vaters wurde im Beisein der Söhne und des Kadi das Testament eröffnet. Dasselbe enthielt unter Anderem folgende Worte: „Auf meinem Krankenlager, liebe Kinder, ist mir, der ich kein Vermögen zu hinterlassen gedachte, eine freudige Ueberraschung zu Theil geworden. Ein alter Schuldner hat mir 1000 Goldstücke zurückbezahlt. Ich habe dieselben unserem gestrengen und gerechten Kadi übergeben, damit er sie einstweilen in Verwahrung nehme, denn es ist jetzt an der Zeit, Euch ein Geheimniß zu offenbaren. Einer von Euch ist nur mein rechter Sohn; die beiden Anderen habe ich früher, als es mir noch gut ging, aus Mitleid in mein Haus aufgenommen.

Da ich Euch alle Drei aber mit gleicher Liebe umfasse, so wird es mir schwer, dem Einen auf Kosten der Andern Vortheile zuzuwenden. Ich will es daher dem Schicksal überlassen, unter Euch den Rechten herauszufinden, denn nur der rechte Sohn darf nach dem Gesetz unseres Landes den Vater beerben. Der Kadi wird Euch, meine Kinder, drei einfache goldene Ringe einhändigen — den letzten Schmuck, den ich besitze. Nehmt diese Ringe als ein Andenken von mir und geht in die weite Welt. Kommt nach drei Jahren wieder zum Kadi und tretet vor dessen Richterstuhl. Seine Weisheit wird alsdann entscheiden, wer von Euch der Rechte ist, und dieser soll die 1000 Goldstücke empfangen."

Als die drei Brüder den Willen des Verstorbenen vernommen hatten, erhielt jeder aus der Hand des Kadi einen schlichten Goldreif. Darauf umarmten sie sich noch einmal und zogen auf verschiedenen Wegen in die weite Welt hinaus.

* * *

Nach drei Jahren traten sie wieder vor den Kadi hin.

„Wo hast Du Deinen Ring?" fragte der Richter den Ersten.

Dieser wies seine rechte Hand vor, an welcher des Vaters Goldreif funkelte, und sprach: „Der Ring hat mir Glück gebracht. Ich besitze ein blühendes Geschäft und es geht mir gut!" Da fragte der Kadi den Zweiten. „Hier ist mein Ring", antwortete dieser und zeigte eine Schnur, die um seinen Hals hing und an welcher der Reif befestigt war. „Ich habe ihn als einen Talisman getragen und er hat mir ebenfalls Glück gebracht. Ich nenne Haus und Hof mein Eigen!"

Endlich wandte sich der Richter an den letzen der Brüder. „Und Du mein Sohn, was hast Du zu sagen?"

Der Jüngling erwiderte: „Ich bin auf keinen grünen Zweig gekommen. Ich fand das Leben in der weiten Welt da draußen sehr schön, aber — sehr kostspielig!"

„Nun und der Ring, wo hast Du den Ring?"

Der Jüngling blickte eine Weile schweigend zu Boden. Dann schlug er die Augen frei und offen zum Richter auf und sprach: „Gestrenger Herr, zürne nicht.... den Ring, den hab' ich — versetzt."

Da hob der Kadi den Beutel mit den 1000 Goldstücken empor und rief: „Daran erkenn' ich Dich! Du bist der rechte Sohn Deines Vaters. Nimm hin das Geld und verzehre es mit Gesundheit!"

— Ueber den Gruß in Afrika veröffentlicht Friedrich v. Hellwald in der „Magdeb. Ztg." einen längeren Aufsatz, dem wir einige fesselnde Mittheilungen entnehmen. Die südlich vom Niger wohnenden Yoruba beknixen sich unter einander, während sie sich vor ihren Häuptlingen platt auf den Bauch werfen und oft noch die rechte, dann die linke Wange in den Staub legen. Im übrigen Westafrika sind die Formen der Begrüßung gleichfalls weit mehr ceremoniös als herzlich. Auch das Fingerschnalzen und Knacken, das bei uns als verächtlich gilt, erfreut sich bei gewissen Negerstämmen auszeichnender Bedeutung als Freudenausdruck über die Begegnung des Andern. Erscheint bei den Waguhha, den Bewohnern der Landschaft Uguhha, Jemand vor einer sitzenden Gesellschaft, so bückt er sich, nimmt eine Hand voll Sand und Erde mit seiner Rechten und wirft davon ein wenig in die Linke; die Linke reibt dann mit dem Sande oder der Erde oberhalb des rechten Ellenbogens und an der rechten Seite des Magens, während die Rechte dasselbe an der linken Seite des Körpers ausführt und dazu plappert der Mund hastige Worte der Begrüßung. Begegnen sich zwei gewöhnliche Leute, so schlagen sie sich auf den Bauch, klatschen dann gegenseitig mit den Händen an einander, und schütteln sich schließlich dieselben. Diese Begrüßungen werden sehr peinlich beobachtet, und der Schall von dem Klatschen und Schlagen hört fast gar nicht auf. Das Händeklatschen oder Klatschen scheint überhaupt ein in Afrika ungemein weit verbreiteter Gruß zu sein. Das Tollste darin leisten wohl die Batoka am Zambesistrome. Diese werfen sich nämlich auf ihren Rücken zu Boden und indem sie sich von einer Seite zur anderen wälzen, klatschen sie in rhythmischen Schlägen auf die Außenseite ihrer Schenkel, um damit ihren Willkomm auszudrücken.

— Den Werth des Lebens bestimmt der Mensch selbst; denn das Leben hat nicht mehr Werth, als wir ihm geben.